

Ilja If (eigentlich Fainsilberg), 1897-1937, und Jewgeni Petrow (eigentlich Katajew), 1903-1942, veröffentlichten ihre zeitlose, meisterliche Komödie erstmals 1928, allerdings in einer von der Zensur verstümmelten Fassung. Der Erfolg des Romans veranlaßte sie 1931, eine Fortsetzung mit dem Titel *Das goldene Kalb* oder *Die Jagd nach der Million* zu publizieren. Der Roman *Zwölf Stühle* ist eine glanzvolle, bissige Satire voller Situationskomik und Sprachwitz. Die chaplinesken Verwicklungen, die subversive Frechheit und der umwerfende Humor haben diese Gaunerkomödie weltberühmt gemacht. Eine vollständige, von allen Zensureingriffen befreite Fassung des Romans konnte in Moskau erst 1997 veröffentlicht werden. Die vorliegende Neuübersetzung von Renate und Thomas Reschke folgt dem Originalmanuskript.



Ilja Ilf / Jewgeni Petrow

Zwölf Stühle

ROMAN

Aus dem Russischen von
Renate und Thomas Reschke

Luchterhand

Russischer Originaltitel
Dvenadcat' Stul'ev

Wir danken dem Text-Verlag Moskau und Frau Alexandra Ilf
für die freundliche Unterstützung bei der Herausgabe des Buches.

Gefördert vom Literarischen Colloquium Berlin mit Mitteln des
Auswärtigen Amtes und der Senatsverwaltung für Wissenschaft,
Forschung und Kultur Berlin.

Die Arbeit der Übersetzer am vorliegenden Text wurde durch den
Deutschen Literaturfonds e.V. unterstützt.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

9. Auflage

© 2003 für diese Ausgabe

Luchterhand Literaturverlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

mit freundlicher Genehmigung des Verlages Volk & Welt

© 2000 für die deutsche Ausgabe

Verlag Volk & Welt GmbH, Berlin

Fotografie Seite 2: Archiv Luchterhand Literaturverlag

Umschlagkonzeption und -gestaltung:

R-M-E/Roland Eschlbeck unter Verwendung
des Artworks von Philippa Walz und Andreas Opiolka, Stuttgart

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany

ISBN 978-3-630-62067-1

www.luchterhand-literaturverlag.de

Gewidmet Valentin Petrowitsch Katajew

Erster Teil

DER LÖWE VON STARGOROD

ERSTES KAPITEL

Besentschuk und die Nymphen

In der Kreisstadt N. gab es so viele Frisieranstalten und Büros für Leichenzüge, daß man denken konnte, die Einwohner würden ausschließlich zu dem Zweck geboren, sich rasieren, die Haare schneiden, den Kopf mit Haarwasser erfrischen zu lassen und gleich darauf zu sterben. In Wirklichkeit aber geschah es recht selten, daß in N. jemand geboren wurde, jemand sich rasieren ließ und jemand starb. Das Leben in der Stadt verlief äußerst geruhsam. Die Frühlingsabende waren berauschend, der Straßenmatsch glitzerte im Mondschein wie Anthrazit, und die jungen Männer der Stadt waren samt und sonders so verliebt in die Sekretärin des Gewerkschaftskomitees der öffentlichen Dienste, daß sie ihr beim Beitragsinkasso schlicht hinderlich waren.

Die Fragen von Liebe und Tod bewegten Ippolit Matwejewitsch Worobjaninow kaum, obwohl er mit eben diesen Fragen von Berufs wegen täglich von 9 bis 17 Uhr, abzüglich einer halbstündigen Mittagspause, zu tun hatte.

Morgens, wenn er das von Klawdia Iwanowna gereichte wunderliche (eisblumig geäderte) Glas warme Milch geleert hatte, trat er aus dem halbdunklen Häuschen auf die breite, von flirrendem Frühlingslicht erfüllte Genosse-Gouverneur-Straße. Es war eine besonders freundliche Kreisstadtstraße. Linker Hand blinkten hinter welligen grünlichen Schaufensterscheiben silbrig die Särge der Bestattungsfirma »Nymphe«. Rechts ruhten hinter kleinen Fenstern mit bröckelndem Kitt düster die verstaubten und langweiligen Eichensäрге des Sargtischlers Besentschuk. Etwas weiter verhiß der »Barbiermeister Pierre und Constantine« seinen Kunden »Na-

gelpflege« und »Ondulation im Hause«. Dann kam ein Hotel mit eigenem Frisiersalon, und dahinter, auf einem großen Ödplatz, stand ein rötlichgelbes Kalb und leckte zärtlich an einem rostigen Schild, das an ein einsames Tor gelehnt war und lautete:

BESTATTUNGSBÜRO
›HERZLICH WILLKOMMEN‹

Es gab zahlreiche Bestattungsfirmen, aber wenig Kunden. »Herzlich willkommen« war schon drei Jahre, bevor Worobjaninow in der Stadt N. seßhaft wurde, pleite gegangen, und der Meister Besentschuk war ein Trinker und hatte sogar schon einmal versucht, im Pfandhaus seinen besten Mustersarg zu versetzen.

In der Stadt N. starben selten Menschen, das wußte Worobjaninow besser als andere, denn er war im Standesamt angestellt, wo ihm die Registratur von Todesfällen und Eheschließungen oblag.

Der Tisch, an dem Worobjaninow arbeitete, hatte Ähnlichkeit mit einer alten Grabplatte. Die linke Ecke war von Ratten vernichtet worden. Die hinfalligen Beine wackelten unter der Last der geschwollenen tabakbraunen Aktendeckel voller Urkunden, die Auskunft gaben über die Herkunft der Einwohner und über die genealogischen (oder, wie Worobjaninow zu scherzen pflegte, die gynäkologischen) Stammbäume, die auf dem kargen Boden des Kreises gewachsen waren.

Am Freitag, dem 15. April 1927, wachte Worobjaninow wie gewöhnlich um halb acht auf und zwängte als erstes seine Nase in einen altmodischen Kneifer mit goldener Klemmfeder. Brillen trug er nicht. Einmal freilich war er in dem Glauben, daß Kneifer zu tragen unhygienisch sei, zu einem Optiker gegangen und hatte eine randlose Brille mit vergoldeten Bügeln gekauft. Die Brille hatte ihm auf Anhieb gefallen, aber seine Frau (es war kurz vor ihrem Tode) fand, daß er mit der Brille aussehe wie Miljukow*, da

*Anmerkungen siehe Anhang.

schenkte er sie dem Hausmeister. Der war zwar nicht kurzsichtig, doch er gewöhnte sich an die Brille und trug sie mit Vergnügen.

»Bonjour!« rief Worobjaninow singend sich selber zu und klappte die Beine aus dem Bett.

»Bonjour« deutete darauf hin, daß er gutgelaunt erwacht war. Wenn er deutsch »guten Morgen« sagte, hieß das, daß seine Leber puckerte, daß 52 Jahre kein Spaß waren und daß es regnen würde.

Worobjaninow schob die dünnen Beine in die maßgeschneiderte Vorkriegshose, band diese an den Knöcheln mit den Schnürbändern zu und versenkte sie in die kurzen weichschäftigen Stiefel mit den schmalen eckigen Spitzen und den flachen Absätzen. Fünf Minuten später prangte er in einer mondgelben Pikeeweste, die mit Silbersternchen übersät war, und in einem changierenden Lüsterjackett. Nachdem er die vom Waschen zurückgebliebenen Taupfropfen aus dem glattgebürsteten grauen Schnauzbart gestrichen hatte, bewegte er diesen wie ein Raubtier, befühlte unschlüssig das rauhe Kinn, fuhr mit der Bürste fünfmal links und achtmal rechts durch das kurzgeschnittene aluminiumgraue Haar von der Stirn bis zum Hinterkopf und ging dann mit höflichem Lächeln seiner eintretenden Schwiegermutter Klawdia Iwanowna entgegen.

»Äppoläät«, dröhnte sie, »ich hatte einen üblen Traum.«

Das Wort »Traum« sprach sie französisch aus.

Worobjaninow blickte auf seine Schwiegermutter hinab. Er maß 1,85 Meter. Aus dieser Höhe fiel es ihm leicht, sie etwas von oben herab zu behandeln.

Klawdia Iwanowna sprach weiter:

»Ich habe die selige Marie mit flatternden Haaren und mit goldenem Gürtel gesehen.«

Von dem Kanonendonner ihrer Stimme erzitterte die schmiedeeiserne Lampe mit dem Petroleumgefäß und den staubigen Kri stallanhängern.

»Ich bin sehr beunruhigt! Ich fürchte, es ist etwas passiert!«

Die letzten Worte waren mit solcher Kraft gesprochen, daß das

Haarkarree auf Worobjaninows Kopf nach allen Seiten wogte. Er verzog das Gesicht und sagte akzentuiert:

»Nichts wird sein, Maman. Haben Sie schon das Wassergeld bezahlt?«

Sie hatte nicht. Die Galoschen waren auch nicht gesäubert. Worobjaninow mochte seine Schwiegermutter nicht. Klawdia Iwanowna war dumm, und ihr vorgerücktes Alter ließ keine Hoffnung, daß sich dies noch ändern würde. Auch war sie extrem geizig, und nur Worobjaninows Armut setzte dieser Neigung Grenzen. Ihre Stimme war so tief und gewaltig, daß Richard Löwenherz, von dessen Stimme bekanntlich die Rosse in die Knie gingen, sie darum hätte beneiden können. Außerdem, und das war das Schlimmste, hatte sie Träume. Immer. Sie träumte von jungen Mädchen mit und ohne Gürtel, von Pferden mit gelber Dragonerborte, von Hausmeistern, die Harfe spielten, von Erzengeln im Nachtwächterpelz, die nächtens mit Klopffholz herumspazierten, und von Stricknadeln, die mit scheußlichem Geklirr durchs Zimmer hüpfen. Eine beschränkte alte Frau war Klawdia Iwanowna. Zu allem Übel wuchs unter ihrer Nase ein Schnauzbart, anzusehen wie zwei Rasierpinsel.

Worobjaninow verließ das Haus in leicht gereizter Stimmung. Nebenan lehnte am Türrahmen seines verwahrlosten Etablissements mit verschränkten Armen der Sargtischler Besentschuk. Vom regelmäßigen Scheitern seiner kommerziellen Unternehmungen und vom langfristigen Gebrauch starker Getränke waren seine Augen hellgelb wie bei einem Kater und brannten in ewigem Feuer.

»Meine Verehrung!« ratterte er, als er Worobjaninow erblickte.
»Guten Morgen!«

Worobjaninow lüpfte höflich den fleckigen Biberhut.

»Wie geht es der verehrten Schwiegermama, wenn Sie die dreiste Nachfrage gestatten?«

»Hm, hm«, antwortete Worobjaninow ausweichend, zuckte die geraden Achseln und ging weiter.

»Na, Gott schenke ihr beste Gesundheit«, sagte Besentschuk bitter, »nichts als Verluste hat man, ins Loch damit.«

Er verschränkte wieder die Arme vor der Brust und lehnte sich an den Türrahmen.

Am Tor der Bestattungsfirma »Nympe« wurde Worobjaninow nochmals aufgehalten.

Die »Nympe« hatte drei Besitzer. Sie verbeugten sich synchron vor Worobjaninow und fragten im Chor nach der Gesundheit seiner Schwiegermutter.

»Gut, gut«, antwortete Worobjaninow, »wie denn sonst? Heute nacht hat sie von einem flatterhaften goldenen Mädchen geträumt.«

Die drei »Nymphen« wechselten einen Blick und seufzten laut.

Alle diese Gespräche hatten Worobjaninow aufgehalten, und so erschien er gegen seine sonstige Gewohnheit erst im Dienst, als die Uhr über dem Spruchband »Hast du deine Angelegenheit erledigt, so gehe!« schon fünf nach neun zeigte.

»Maciste kommt zu spät!«

Worobjaninow wurde im Amt wegen seines hohen Wuchses, besonders aber wegen seines Schnauzbarts Maciste* genannt, obwohl der wirkliche Maciste keinen Schnauzbart hatte.

Er entnahm der Schublade ein dunkelblaues Filzkissen, legte es auf den Stuhl, gab dem Schnauzbart die richtige Richtung (parallel zur Schreibtischkante) und setzte sich auf das Kissen, das ihn ein wenig über seine drei Kollegen erhob. Nicht daß er sich vor Hämorrhoiden fürchtete, nein, er fürchtete, die Hose durchzuwetzen, daher benutzte er den dunkelblauen Filz.

Seine Handgriffe wurden schüchtern von zwei jungen Leuten beobachtet, einem Mann und einem Mädchen. Der Mann, der eine wattierte Tuchjacke trug, war völlig niedergedrückt von der amtlichen Umgebung, dem Geruch der Alizarintinte, der Uhr, die oft und schwer atmete, und insbesondere von dem strengen Plakat »Hast du deine Angelegenheit erledigt, so gehe!«. Zwar hatte der Mann seine Angelegenheit noch nicht einmal vorgetragen, doch

wäre er am liebsten schon gegangen. Die Angelegenheit, derentwegen er gekommen war, dünkte ihn so unwichtig, daß es ihm peinlich war, einen so imposanten grauhaarigen Bürger wie Worobjaninow damit zu behelligen. Worobjaninow wußte ohnehin, daß der Besucher nur ein kleines Anliegen hatte, das warten konnte, darum schlug er den Schnellhefter Nr. 2 auf und vertiefte sich mit zuckender Wange in die Papiere. Das Mädchen, das eine lange Jacke mit blanker schwarzer Borte anhatte, tuschelte mit dem Mann und trat, vor Verlegenheit schwitzend, langsam auf Worobjaninow zu.

»Genosse«, sagte sie, »wo kann man hier ...«

Der Mann in der Tuchjacke holte freudig Luft und krächte zu seiner eigenen Überraschung:

»Heiraten!«

Worobjaninow blickte aufmerksam auf das kleine Geländer, hinter dem das Paar stand.

»Kindsgeburt? Todesfall?«

»Heiraten«, wiederholte der junge Mann und guckte verwirrt nach beiden Seiten.

Das Mädchen prustete. Die Angelegenheit war in Gang gesetzt. Worobjaninow machte sich mit der Geschicklichkeit eines Trickkünstlers ans Werk. Mit Greisinnenhandschrift trug er die Namen des Brautpaares in dicke Bücher ein, verhörte streng die Trauzeugen, die das Mädchen von draußen hereingeholt hatte, behauchte lange und zärtlich quadratische Stempel, erhob sich dann und drückte sie in die verschlissenen Personalausweise. Nachdem er von den Jungvermählten zwei Rubel kassiert und diese quittiert hatte, sagte er ironisch lächelnd: »Für die Vollziehung des Sakraments« und richtete sich zu seiner prächtigen Größe auf, wobei er gewohnheitsmäßig die Brust vorwölbte (seinerzeit hatte er ein Korsett getragen). Dicke gelbe Sonnenstrahlen lagen wie Epauletten auf seinen Schultern. Er sah ein bißchen komisch, doch ungewöhnlich feierlich aus. Die bikonkaven Kneifergläser bündelten weißes Scheinwerferlicht. Die Frischvermählten standen da wie Lämmer.

»Liebes Brautpaar«, verkündete er hochtrabend, »erlauben Sie mir, Ihnen, wie man früher sagte, zur legitimen Ehe zu gratulieren. Es ist mir seehr, sehr angenehm, junge Menschen wie Sie vor mir zu sehen, die Hand in Hand den ewigen Idealen entgegenschreiten. Seehr, sehr angenehm.«

Nach dieser Tirade drückte er den Jungvermählten die Hand, nahm Platz und vertiefte sich wieder, sehr mit sich zufrieden, in die Papiere des Schnellhefters Nr. 2.

Am Nebentisch grunzten die Angestellten in ihr Tintenfaß.

»Maciste hat wieder gepredigt.«

Nun nahm der Arbeitstag seinen geruhsamen Lauf. Niemand mehr behelligte das Amt für Todesfälle und Eheschließungen. Durchs Fenster waren Bürger zu sehen, die, in der Frühlingskälte fröstelnd, geschäftig vorbeiliefen. Genau zur Mittagsstunde krächte der Hahn der Genossenschaft »Pflug und Hammer«. Niemand wunderte sich darüber. Dann ertönte das metallische Ächzen und Tuckern eines Motors. Aus der Genosse-Gouverneur-Straße quoll eine dicke violette Qualmwolke. Das Tuckern wurde lauter. Aus dem Qualm schälten sich die Umrisse eines Automobils mit winzigem Kühler und plumper Pritsche. Das Fahrzeug, das dem Kreisexekutivkomitee gehörte, schlingerte durch den Matsch des Staropan-Platzes und verschwand schaukelnd im eisigen Qualm. Die Angestellten standen noch lange am Fenster, kommentierten das Ereignis und brachten es in Zusammenhang mit einem bevorstehenden Personalabbau. Einige Zeit später taperte der Sargtischler Besentschuk über den Bretterweg auf der anderen Seite des Platzes. Er pflegte tagelang die Stadt zu durchstreifen, um zu ergründen, ob nicht jemand gestorben sei.

Dann brach die gesetzlich vorgeschriebene halbstündige Mittagspause an. Volltönendes Schmatzen erklang. Ein altes Mütterchen, das gekommen war, um die Geburt des Enkelchens registrieren zu lassen, wurde hinausgejagt.

Der Kopist Sapeshnikow fing wieder mit seinen sattsam be-

kannten Järgeschichten an. Sie liefen darauf hinaus, daß es auf der Jagd angenehm und sogar notwendig sei, Wodka zu trinken. Mehr war von ihm nicht zu erwarten.

»Nun denn«, sagte Worobjaninow ironisch, »Sie beliebten eben zu sagen, daß Sie diese beiden Halbflaschen leer gemacht haben. Und dann?«

»Dann? Dann hab ich gesagt, Hasen muß man mit grobem Schrot schießen. Also ... Darauf hab ich mit Grigori Wassiljewitsch um 'ne Pulle gewettet und gewonnen. Also, wir haben die Pulle leer gemacht und noch ein Fläschchen nachgeworfen. So war das.«

Worobjaninow paffte wütend seine Papirossa.

»Na, und die Hasen? Haben Sie mit grobem Schrot auf die geschossen?«

»Warten Sie doch ab, unterbrechen Sie mich nicht. Da kommt mit einem Leiterwagen Donnikow angefahren, und der Halunke hat unterm Stroh einen Ganter versteckt, 'ne Dreiliterflasche.«

Sapeshnikow lachte freudig, entblöbte dabei das blaßrosa Zahnfleisch.

»Zu viert haben wir den Ganter alle gemacht und uns dann schlafen gelegt, zumal man zur Jagd vor Tau und Tag aufbrechen muß. Am Morgen stehn wir also auf. Es ist noch dunkel und kalt. Kurzum, wir bibbern ganz schön. Na, bei mir fand sich noch ein halbes Rohr. Das haben wir weggeputzt. Aber wir merkten, das reicht nicht. Datterich! Da hat ein Weib noch Stoff gebracht. In dem Dorf war 'ne Zauberin, die hat mit Wodka gehandelt.«

»Wann haben Sie denn überhaupt gejagt, wenn ich fragen darf?«

»Na, danach. Und was da mit Grigori Wassiljewitsch passierte! Ich selber kotze nie, das wißt ihr. Ich hab sogar noch ein Taschenfläschchen ausgeblasen, damit ich mich leichter fühl. Donnikow, der Halunke, der ist mit seinem Leiterwagen wieder losgefahren. ›Geht noch nicht auseinander, Leute‹, hat er gesagt. ›Ich bring gleich noch was.‹ Na, das hat er auch gemacht. Lauter Halbliterroh-

re, andere hatten sie nicht im ›Pflug und Hammer‹. Sogar die Hunde haben was abgekriegelt.«

»Und die Jagd? Die Jagd?« schrien alle.

»Wie soll man mit besoffenen Hunden jagen?« sagte Sapeshnikow beleidigt.

»Dummer Bengel!« flüsterte Worobjaninow und ging zornig zu seinem Schreibtisch.

Damit war die gesetzlich vorgeschriebene halbstündige Mittagsspause beendet.

Der Arbeitstag ging zu Ende. Im weißgelben Glockenturm nebenan läuteten aus Leibeskräften die Glocken. Die Fensterscheiben klirrten. Vom Glockenturm strichen Dohlen ab, veranstalteten überm Platz ein Meeting und flogen davon. Der abendliche Himmel gefror über dem leer gewordenen Platz.

In der Kanzlei erschien ein rotbärtiger Milizionär mit Uniformmütze, in einem Pelz mit zottigem Kragen. Unter dem Arm trug er vorsichtig ein kleines Zustellbuch mit speckigem Leineneinband. Schüchtern mit seinen Elefantentiefeln stapfend, trat er zu Worobjaninow und lehnte sich mit der Brust auf das schwächliche Geländer.

»Tag, Genosse«, sagte er sonor und entnahm dem Zustellbuch ein großes Dokument, »der Genosse Natschalnik schickt mich zu Ihnen, damit Sie nach Ihrem Gutdünken registrieren.«

Worobjaninow nahm das Papier, quittierte den Empfang und las:

»Dienstliche Notiz. An das Standesamt. Gen. Worobjaninow, sei so gut. Mir ist soeben ein Sohn geboren worden. Um 3 Uhr 15 Minuten morgens. Registriere ihn also außer der Reihe und ohne bürokratisches Getrödel. Sein Vorname ist Iwan, der Nachname wie meiner. Mit kommunistischem Gruß einstweilen Pererwin, stellvertretender Natschalnik der Kreismiliz.«

Worobjaninow beeilte sich, ohne bürokratisches Getrödel sowie außer der Reihe (zumal es nie eine Reihe gab) das Kind der Kreismiliz zu registrieren.

Der Milizionär roch nach Tabak wie Peter der Große, und der empfindliche Worobjaninow holte erst wieder tief Luft, nachdem jener gegangen war.

Nun wurde es auch für Worobjaninow Zeit zu gehen. Alles, was an diesem Tag geboren werden sollte, war geboren und in die dicken Bücher eingetragen. Alle, die sich trauen lassen wollten, waren getraut und gleichfalls in die dicken Bücher eingetragen. Zum Leidwesen der Sargtischler hatte es keinen einzigen Todesfall gegeben. Worobjaninow legte die Akten zusammen, versorgte das Filzkissen in der Schublade, toupierte mit dem Kamm den Schnauzbart und wollte eben, von feuerspeiender Suppe träumend, aufbrechen, da wurde die Tür der Kanzlei aufgerissen, und auf der Schwelle stand der Sargtischler Besentschuk.

»Meine Verehrung«, sagte Worobjaninow schmunzelnd, »was gibt's?«

Die wüste Visage des Sargtischlers leuchtete im schwindenden Dämmerlicht, doch er brachte kein Wort über die Lippen.

»Na?« sagte Worobjaninow strenger.

»Die ›Nymphe‹, ins Loch mit ihr, was die schon für Ware liefert«, nuschelte der Sargtischler. »Kann die etwa einen Kunden zufriedenstellen? Was solch ein Sarg allein an Holz braucht.«

»Was ist?« fragte Worobjaninow.

»Na, die ›Nymphe!‹ Von dem popligen Geschäft leben drei Familien. Das Material taugt nichts mehr, die Verarbeitung auch nicht, und die Troddeln sind dünner geworden, ins Loch damit. Ich dagegen bin eine alte Firma. Gegründet 1907. Meine Särge sind knackig wie Gürkchen, was für Liebhaber.«

»Sag mal, bist du übergeschnappt?« fragte Worobjaninow freundlich und drängte zum Ausgang. »Du verblödest noch inmitten deiner Särge.«

Besentschuk riß zuvorkommend die Tür auf und ließ Worobjaninow den Vortritt, folgte ihm aber, wie vor Ungeduld zitternd, auf dem Fuße.

»Als es ›Herzlich willkommen‹ noch gab, das war was anderes. Gegen den Glanzbrokat von denen kam keine Firma an, nicht mal in Twer*, ins Loch damit. Aber jetzt gibt's keine bessere Ware als meine, ich sag's, wie's ist. Da brauchen Sie gar nicht zu suchen.«

Worobjaninow drehte sich zornig um, warf Besentschuk einen recht ärgerlichen Blick zu und schritt etwas schneller aus. Zwar waren ihm heute keine dienstlichen Unannehmlichkeiten widerfahren, doch fühlte er sich ziemlich scheußlich.

Die drei Inhaber der »Nympe« standen vor ihrem Etablissement in derselben Pose, in der Worobjaninow sie am Morgen stehengelassen hatte. Es schien, daß sie seither kein einziges Wort gewechselt hatten, aber eine auffallende Veränderung in ihren Gesichtern, eine heimliche Befriedigung, die in ihren Augen glomm, verriet, daß sie von etwas Bedeutendem Kenntnis hatten.

Beim Anblick seiner kommerziellen Feinde fuchtelte Besentschuk verzweifelt mit der Hand, blieb stehen und flüsterte Worobjaninow hinterher:

»Ich laß ihn für zweiunddreißig Rubelchen ab.«

Worobjaninow verzog das Gesicht und beschleunigte den Schritt.

»Ich kann auch Kredit geben«, fügte Besentschuk hinzu.

Die drei Inhaber der »Nympe« sagten nichts. Sie eilten schweigend hinter Worobjaninow her, zogen im Gehen immer wieder die Schirmmütze und verbeugten sich höflich.

Worobjaninow, vollends verärgert über die dummen Zudringlichkeiten der Sargmänner, eilte schneller als sonst die Vortreppe hinauf, kratzte an einer Stufe gereizt den Straßenmatsch von den Stiefeln und betrat, von Heißhunger geplagt, die Diele. Aus dem Zimmer kam, Gluthitze ausschnauend, Vater Fjodor, der Priester der Frol- und Lawr-Kirche. Mit der rechten Hand das Obergewand raffend und ohne Worobjaninow wahrzunehmen, stürmte er zum Ausgang.

Da bemerkte Worobjaninow, daß die Möbel verrückt worden

waren, außerdem kitzelte ein heftiger Arzneigeruch seine Nase. Im ersten Zimmer begrüßte ihn die Nachbarin, die Agronomenfrau Madame Kusnezowa. Sie fuchtelte mit den Händen und zischte:

»Es geht ihr schlecht, sie hat soeben gebeichtet. Trampeln Sie nicht so mit den Stiefeln.«

»Ich trampel ja gar nicht«, antwortete Worobjaninow demütig. »Was ist denn passiert?«

Madame Kusnezowa schürzte die Lippen und zeigte auf die Tür zum zweiten Zimmer.

»Ein schlimmer Herzanfall.«

Fremde Worte wiederholend, die ihr wegen ihrer Bedeutsamkeit gefallen haben mochten, fügte sie hinzu:

»Ein letaler Ausgang ist nicht auszuschließen. Ich bin heute schon den ganzen Tag am Wirbeln. Wie ich morgens reinkomm, um mir den Fleischwolf zu borgen, steht die Tür offen, in der Küche ist keiner, hier im Zimmer auch nicht, na, da hab ich mir gedacht, Klawdia Iwanowna ist Mehl holen gegangen, für das Osterbrot, das hatte sie vor. Sie wissen ja selber, das Mehl, wenn Sie's nicht rechtzeitig kaufen ...«

Madame Kusnezowa würde noch lange von dem Mehl und der Teuerung erzählt haben und davon, wie sie Klawdia Iwanowna in leblosem Zustand vor dem Kachelofen fand, doch ein Stöhnen aus dem Nebenzimmer drang schmerzlich an Worobjaninows Ohr. Er bekreuzigte sich hastig mit fühlloser Hand und betrat das Zimmer seiner Schwiegermutter.

ZWEITES KAPITEL
Das Ableben der Madame Petuchowa

Klawdia Iwanowna lag auf dem Rücken, eine Hand unter dem Kopf. Auf dem Kopf hatte sie ein Häubchen von intensiver Aprikosenfarbe, wie es 1911 in Mode gewesen war, als die Damen Chantecleer-Kleider* trugen und gerade erst anfangen, argentinischen Tango zu tanzen. Ihr Gesicht wirkte feierlich, war aber ohne jeden Ausdruck. Die Augen blickten zur Decke.

»Klawdia Iwanowna«, sagte Worobjaninow.

Die Schwiegermutter bewegte hastig die Lippen, aber statt der vertrauten Trompetentöne hörte Worobjaninow ein leises, dünnes und so klägliches Stöhnen, daß sein Herz erbebte; eine blanke Träne kullerte überraschend schnell aus seinem Auge und glitt wie Quecksilber die Wange hinunter.

»Klawdia Iwanowna«, wiederholte Worobjaninow, »was ist mit Ihnen?«

Aber er bekam wieder keine Antwort. Die Alte schloß die Augen und drehte sich etwas zur Seite.

Die Agronomenfrau kam leise ins Zimmer und führte ihn an der Hand hinaus wie einen Jungen, der sich waschen soll.

»Sie schläft. Der Arzt hat ihr strengste Ruhe verordnet. Sie gehen jetzt in die Apotheke, mein Lieber. Hier das Rezept. Und fragen Sie, was ein Eisbeutel kostet.«

Worobjaninow hörte in allem auf Madame Kusnezowa, deren unstrittige Überlegenheit in solchen Dingen er spürte.

Bis zur Apotheke war es ein ganzes Ende zu laufen. Er preßte das Rezept wie ein Gymnasiast in der Faust und ging eilig auf die Straße. Es war schon fast dunkel. Vor dem Abendrot zeichnete sich

die schwächliche Figur des Sargtischlers Besentschuk ab, der, an das fichtene Tor gelehnt, Brot mit Zwiebeln verspeiste. Neben ihm hockten die drei Eigner der »Nymphe« und löffelten Buchweizengrütze aus einem gußeisernen Topf. Als sie Worobjaninow erblickten, nahmen die Sargmänner wie Soldaten Haltung an. Besentschuk zuckte beleidigt die Achseln, zeigte auf seine Konkurrenten und knurrte:

»Sie hampeln einem vor den Beinen rum, ins Loch mit ihnen.«

Auf dem Staropan-Platz, vor dem kleinen Denkmal des Dichters Shukowski mit der Sockel-Inschrift »Poesie, das ist Gott in den heiligen Träumen der Erde«* wurde die Nachricht von der schweren Erkrankung Klawdia Iwanownas lebhaft diskutiert. Die versammelten Bürger der Stadt waren sich darin einig, daß »wir alle dahin kommen« und daß »Gott es gegeben und genommen« habe.

Der Barbiermeister »Pierre und Constantine«, der übrigens gern auf die Anrede Andrej Iwanowitsch hörte, ließ es sich nicht nehmen, seine medizinischen Kenntnisse zum besten zu geben, die er aus der Moskauer Illustrierten »Ogonjok«* schöpfte; diese lag gewöhnlich in seinem Unternehmen auf einem Tischchen, damit sich die Kunden vor der Rasur erbauen konnten.

»Die moderne Wissenschaft«, sagte Andrej Iwanowitsch, »ist zum Unmöglichen vorgestoßen. Nehmen wir an, ein Kunde hat ein Pickelchen am Kinn. Früher konnte das zur Blutvergiftung führen, aber jetzt soll es in Moskau so sein, ob's stimmt, weiß ich nicht, daß jedem Kunden ein sterilisierter Einzelpinsel zusteht.«

Die Bürger seufzten langgedehnt.

»Aber Andrej, du übertreibst ganz schön!«

»Wo hätte man je gesehen, daß es für jeden einen Pinsel gibt! Was der sich so ausdenkt!«

Der frühere Proletarier der geistigen Arbeit und jetzige Kioskverkäufer Prussis wurde richtig nervös.

»Erlauben Sie, Andrej Iwanowitsch, Moskau hat nach der letz-

ten Zählung mehr als zwei Millionen Einwohner. Da würden ja mehr als zwei Millionen Pinsel gebraucht. Recht originell.«

Die Unterhaltung nahm an Schärfe zu und würde noch weiß der Teufel wohin geführt haben, wäre nicht am Ende der Ossypnaja-Straße der trabende Worobjaninow in Sicht gekommen.

»Schon wieder in die Apotheke. Also steht's schlecht.«

»Die Alte stirbt. Kein Wunder, daß Besentschuk ganz verstört durch die Stadt läuft.«

»Und was sagt der Doktor?«

»Der Doktor? Sind das etwa Doktoren, die von der Krankenkasse? Die kurieren auch Gesunde zu Tode!«

»Pierre und Constantine«, der sich schon eine ganze Weile zu einem medizinischen Thema äußern wollte, sicherte furchtsam nach allen Seiten und sagte:

»Die ganze Kraft liegt jetzt im Hämoglobin.«

Und verstummte.

Es verstummten auch die anderen, und jeder dachte auf seine Weise über die geheimnisvolle Kraft des Hämoglobins nach.

Als der Mond aufstieg und sein minzekühles Licht die Miniaturbüste des Shukowski-Denkmal beschien, war auf dem bronzenen Rücken deutlich ein mit Kreide geschriebener schweinischer Ausdruck zu erkennen. Eine solche Inschrift war zum erstenmal am 15. Juni 1897 aufgetaucht, in der Nacht nach der Denkmalsenthüllung, und wie die Vertreter der Polizei, später Miliz geheißen, auch aufpaßten, die Schmähung wurde täglich erneuert.

In den Holzhäusern mit ihren Fensterläden summt schon die Samoware. Es war die Stunde des Abendessens. Die Bürger gingen auseinander. Wind kam auf.

Klawdia Iwanowna lag im Sterben. Sie verlangte etwas zu trinken, dann erklärte sie, aufstehen zu müssen, um Worobjaninows gute Stiefel aus der Reparatur zu holen, dann wieder klagte sie über den Staub, an dem sie ersticken könne, und bat, alle Lampen anzuzünden.

Worobjaninow, welcher der Aufregungen schon müde war, ging im Zimmer auf und ab, und verdrießliche finanzielle Gedanken krochen ihm in den Kopf. Er würde bei der Kasse für gegenseitige Hilfe ein Darlehen beantragen, den Popen holen und die Beileidsbriefe der Angehörigen beantworten müssen. Um sich ein wenig abzulenken, trat er auf die Vortreppe. Im grünen Licht des Mondes stand der Sargtischler Besentschuk.

»Also, möchten Sie bestellen, Herr Worobjaninow?« fragte der Meister und drückte die Schirmmütze an die Brust.

»Von mir aus«, antwortete Worobjaninow mürrisch.

»Die ›Nymphe‹, ins Loch damit, was die schon liefert«, ereifer- te sich Besentschuk.

»Scher dich zum Teufel! Du hängst mir zum Hals heraus!«

»Ich mein ja nur. Die Troddeln und der Glanzbrokat, ins Loch damit, wie sollen die sein? Erste Sorte prima? Oder wie?«

»Ohne Troddeln und Glanzbrokat. Einfacher Holzсар. Kiefer. Verstanden?«

Besentschuk legte den Finger an den Mund, zum Zeichen, daß er alles verstehe, drehte sich um und ging, mit der Schirmmütze balancierend, gleichwohl schwankend, heimwärts. Worobjaninow sah erst jetzt, daß der Sargtischler sturzbetrunken war.

Worobjaninow war wieder scheußlich ums Herz. Er konnte sich nicht vorstellen, künftig in die leere, vermüllte Wohnung heimzukehren. Mit dem Tod der Schwiegermutter würden all die kleinen Annehmlichkeiten und Gepflogenheiten dahingehen, all das, was er sich mühselig geschaffen hatte nach der Revolution, die ihm die großen Annehmlichkeiten und die weitläufigen Gepflogenheiten geraubt hatte. Ob ich heirate? überlegte er. Bloß wen? Die Nichte des Kreismiliz-Natschalniks, Warwara Stepanowna, die Schwester von Prussis? Oder ob ich eine Zugehfrau anstelle? Bloß nicht! Die bringt einen bei jeder Lappalie vor Gericht! Und ist viel zu teuer!

Das Leben verfinsterte sich schlagartig vor Worobjaninows Au-

gen. Voller Empörung und Abscheu gegen sein Leben, kehrte er ins Haus zurück.

Klawdia Iwanowna phantasierte nicht mehr. Sie lag halb aufgerichtet in den Kissen und sah dem eintretenden Schwiegersohn mit klarem Bewußtsein und, wie ihm schien, sogar streng entgegen.

»Ippolit«, flüsterte sie deutlich, »setzen Sie sich zu mir. Ich habe Ihnen etwas zu sagen.«

Worobjaninow setzte sich mißvergnügt hin und blickte der schnurrbärtigen Schwiegermutter in das eingefallene Gesicht. Er versuchte, zu lächeln und etwas Aufmunterndes zu sagen. Aber das Lächeln mißriet zu einer Grimasse, und aufmunternde Worte fielen ihm nicht ein. Seiner Kehle entrang sich nur ein unpassendes Fiepen.

»Ippolit«, wiederholte die Schwiegermutter, »erinnern Sie sich an unsere Salongarnitur?«

»Welche?« fragte Worobjaninow so zuvorkommend, wie man es nur bei sehr kranken Menschen fertigbringt.

»Na, die mit dem geblühten englischen Chintz.«

»Ach, in meinem Haus?«

»Ja, in Stargorod.«

»Ja, ich erinnere mich genau. Ein Sofa, zwei Sessel, zwölf Stühle und ein kleiner runder Tisch mit sechs Beinen. Es waren wunderbare Möbel, von Gambs*. Wie kommen Sie jetzt darauf?«

Aber Klawdia Iwanowna konnte nicht antworten. Ihr Gesicht färbte sich langsam vitriollila. Worobjaninow stockte der Atem. Er erinnerte sich deutlich an den Salon in seiner Villa, an die symmetrisch aufgestellten Nußbaummöbel mit den gebogenen Beinen, an den gebohnerten Fußboden, an den altertümlichen braunen Konzertflügel und an die ovalen schwarzen Bilderrahmen mit den Daguerreotypien ranghoher Verwandter an den Wänden.

Da sagte Klawdia Iwanowna mit hölzerner, gleichmütiger Stimme:

»In den Sitz eines der Stühle habe ich meine Brillanten eingenaht.«

Worobjaninow warf einen Seitenblick auf die Alte.

»Brillanten?« fragte er mechanisch, doch sogleich besann er sich. »Sind die denn damals bei der Haussuchung nicht beschlagnahmt worden?«

»Ich habe die Brillanten in einen Stuhl eingnäht«, wiederholte die Alte stur.

Worobjaninow sprang auf, starrte in das von der Petroleumlampe mit Blechreflektor beleuchtete steinerne Gesicht seiner Schwiegermutter und begriff, daß sie nicht phantasierte.

»Ihre Brillanten!« schrie er und erschrak vor der Kraft seiner Stimme. »In einen Stuhl? Wer hat Ihnen das eingeredet? Warum haben Sie sie nicht mir gegeben?«

»Wie konnte ich Ihnen die Brillanten geben, nachdem Sie das Vermögen meiner Tochter durchgebracht hatten?« sagte die Alte ruhig und böse.

Worobjaninow setzte sich und stand gleich wieder auf. Sein Herz pumpte rauschende Blutströme durch seinen Körper. In seinem Kopf sumimte es.

»Aber Sie haben sie wieder herausgenommen? Sind sie hier?«

Die Alte schüttelte verneinend den Kopf.

»Dazu bin ich nicht mehr gekommen. Sie werden sich erinnern, wie schnell und unverhofft wir fliehen mußten. Sie sind in dem Stuhl, der zwischen der Terrakotalampe und dem Kamin stand.«

»Aber das ist ja Wahnsinn! Wie sehr Sie doch Ihrer Tochter gleichen!« schrie Worobjaninow mit voller Stimmkraft, und ohne Rücksicht darauf, daß er am Bett einer Sterbenden stand, stieß er krachend den Tisch beiseite und lief mit kleinen schnellen Schritten durchs Zimmer.

Die Alte beobachtete ihn teilnahmslos.

»Haben Sie denn wenigstens eine Vorstellung, wo die Stühle hingekommen sein können? Oder meinen Sie vielleicht, die stehen noch treu und brav im Salon meines Hauses und warten, daß Sie Ihre Kronjuwelen holen?«

Die Alte antwortete nicht.

»Haben Sie wenigstens an dem Stuhl ein Zeichen gemacht, Herrgott noch mal? Antworten Sie!«

Der Standesbeamte war so wütend, daß ihm der Kneifer von der Nase rutschte, zu Boden fiel und zersplitterte.

»Was? Brillanten für siebzigtausend in einen Stuhl stecken? In einen Stuhl, auf dem jetzt irgendwer sitzt?«

Aber da ließ Klawdia Iwanowna einen Schluchzer hören und wälzte sich zum Bettrand. Ihre Hand versuchte, einen Halbkreis greifend, Worobjaninow zu fassen, fiel aber auf die violette Steppdecke.

Worobjaninow, vor Angst wimmernd, stürzte zu der Agronomenfrau.

»Ich glaube, sie ist gestorben.«

Die Agronomenfrau bekreuzigte sich geschäftig und eilte, ohne ihre Neugier zu verhehlen, mit ihrem Mann, dem bärtigen Agronomen, in Worobjaninows Haus. Er selbst trottete verwirrt in den Stadtpark.

Und während das Agronomenpaar mit seinem Dienstmädchen das Zimmer der Verblichenen aufräumte, strich Worobjaninow durch den Park. Ohne seinen Kneifer stieß er gegen Bänke, hielt die in ihrer Frühlingsliebe erstarrten Pärchen für Sträucher und die im Mondlicht schimmernden Sträucher für brillantene Baumkronen.

In seinem Kopf herrschte ein wüstes Durcheinander. Zigeunerchöre sangen, dickbrüstige Damenorchester spielten unentwegt Tango, er sah den Moskauer Winter und den schwarzen Traber vor sich, der die Fußgänger verächtlich anprustete; vieles sah er vor sich: eine berauschend teure orangefarbene Unterhose, die Ergebenheit der Lakaïen, eine Reise nach Toulouse ...

Aber sogleich überströmte ihn die Kälte des Zweifels:

Wie soll ich sie finden?

Die Zigeunerchöre verstummten schlagartig.

Wo soll ich die Stühle suchen? Die sind natürlich aus meinem

Hause geschleppt und in ganz Stargorod verteilt worden, in all diesen staubigen, stinkenden Ämtern wie meinem Standesamt.

Worobjaninow schritt langsamer aus und stieß plötzlich gegen den Körper des Sargtischlers Besentschuk. Der lag in seinem Schafpelz quer über den Parkweg und schlief. Von dem Stoß geweckt, nieste er und stand flink auf.

»Nichts für ungut, Herr Worobjaninow«, sagte er hitzig, als setzte er ein soeben begonnenes Gespräch fort, »solch ein Sarg macht viel Arbeit.«

»Klawdia Iwanowna ist tot!« teilte der Auftraggeber mit.

»Na, Gott hab sie selig«, meinte Besentschuk zustimmend, »sie ist also entschlafen, die Alte. Alte Frauen entschlafen immer. Oder ›sie segnen das Zeitliche‹ – je nach dem, was für eine Alte es ist. Ihre zum Beispiel war klein und wohlbeleibt, also ist sie ›entschlafen‹. Wenn eine zum Beispiel größer und magerer ist, dann sagt man, ›sie hat das Zeitliche gesegnet‹.«

»Was heißt das, man sagt? Wer sagt das?«

»Wir sagen das, wir Sargtischler. Sie zum Beispiel, ein stattlicher Mann von hohem Wuchs, wenn auch hager, wenn Sie, Gott behüte, mal sterben, wird man sagen, ›er ist in die Gruft gestiegen‹. Ein Handelsmensch von der ehemaligen Kaufmannsgilde wiederum, der hat ›seinen Geist aufgegeben‹. Einer, der im Rang niedriger ist, ein Hausmeister zum Beispiel oder ein Bauer, von dem sagt man, ›er ist abgetreten‹ oder ›er hat alle viere von sich gestreckt‹. Über die ganz Mächtigen, die Eisenbahnschaffner etwa oder die Natschalniks, sagt man: ›Habt ihr gehört, er hat den Löffel abgegeben‹.«

Worobjaninow, erschüttert von dieser etwas sonderbaren Klassifizierung des menschlichen Sterbens, fragte:

»Na, und wenn du stirbst, wie sagen die Sargtischler dann von dir?«

»Ich bin ein kleiner Mann. Da sagen sie ›Besentschuk ist abgekratzt‹. Sonst nichts.«

Und er fügte streng hinzu:

»Den Löffel abgeben« oder »in die Gruft steigen« kommt für mich nicht in Frage. Ich bin von zierlichem Körperbau. Aber wie ist es denn nun mit dem Sarg, Herr Worobjaninow? Soll er wirklich ohne Troddeln und Glanzbrokat sein?«

Aber Worobjaninow, der wieder in strahlenden Träumen versunken war, gab keine Antwort und ging weiter. Besentschuk lief hinter ihm her, zählte etwas an den Fingern ab und murmelte nach seiner Gewohnheit vor sich hin.

Der Mond hatte sich längst davongemacht. Es war winterlich kalt. Die Pfützen waren wieder von Eis überzogen, das so brüchig war wie eine Waffel. In der Genosse-Gouverneur-Straße, in der die beiden Spaziergänger landeten, kämpfte der Wind mit den Ladenschildern. Vom Staropan-Platz her kam mit dem Geräusch einer herunterrasselnden Metalljalousie ein Feuerwehrgewagen gefahren, mit mageren Pferden bespannt. Die behelmten Feuerwehrmänner ließen die in Segeltuch gehüllten Beine baumeln, schüttelten die Köpfe und sangen absichtlich falsch:

Unser Brandmeister soll leben!
Lange, lange soll er leben!

»Die haben die Hochzeit von Kolka gefeiert, dem Sohn des Brandmeisters«, sagte Besentschuk gleichmütig und kratzte sich unterm Schafpelz die Brust. »Also, wirklich ohne Glanzbrokat und alles?«

In diesem Moment hatte Worobjaninow seinen Entschluß gefaßt. Ich fahre hin und suche sie. Dann sehen wir weiter. In seinen brillantglitzernden Träumen kam ihm sogar die verblichene Schwiegermutter netter vor, als sie gewesen war. Er sagte zu Besentschuk:

»Hol dich der Teufel! Mach! Mit Glanzbrokat! Und Troddeln!«

DRITTES KAPITEL

Der Sünderspiegel

Vater Fjodor Wostrikow, der Priester der Frol- und Lawr-Kirche, hatte der sterbenden Klawdia Iwanowna die Beichte abgenommen und das Haus Worobjaninows in heller Aufregung verlassen. Auf dem Heimweg blickte er zerstreut nach allen Seiten und lächelte verlegen. Schließlich ging seine Zerstretheit so weit, daß er ums Haar unter das Auto des Kreisexekutivkomitees geraten wäre. Aus dem violetten Nebel, den die Höllenmaschine ausstieß, wieder zum Vorschein gekommen, verfiel Vater Fjodor in solche Wirrnis, daß er ungeachtet seines würdevollen Amtes und seines mittleren Alters den restlichen Weg in frivolem Halbgalopp zurücklegte.

Seine Frau Katerina Alexandrowna trug eben das Abendbrot auf. Vater Fjodor aß, wenn er nicht die Nachmesse lesen mußte, gern früh zu Abend. Jetzt aber legte er den Hut und das wattierte Priestergewand ab, schlüpfte zur Verwunderung seiner Frau ins Schlafzimmer, schloß sich ein und sang mit dumpfer Stimme »Würdig und recht ist es, dich zu preisen«.

Die Popenfrau setzte sich auf einen Stuhl und flüsterte furchtsam:

»Er hat ein neues Geschäft ausgeheckt! Das wird so ausgehen wie die Sache mit Nerka.«

Nerka war eine französische Bulldogghündin, die der Geistliche höchst mühsam für 40 Rubel auf dem Miussy-Markt zu Moskau erworben hatte. Er gedachte, die Hündin von dem hochgewachsenen, großmäuligen, ewig niesenden Rüden decken zu lassen, der dem Sekretär des Kreisexekutivkomitees gehörte; die solchermaßen legal gewonnenen Welpen wollte er dann nach Mos-

kau bringen und vorteilhaft an Liebhaber verkaufen. Angesichts des Hündchens ächzte die Popenfrau auf und erklärte mit aller Festigkeit, sie werde kein »Gestüt« dulden. Aber sich gegen Vater Fjodor durchzusetzen war unmöglich. Nach einem dreitägigen Streit fügte sie sich, und Nerkas Erziehung begann. Die Hündin bekam ihr Futter in drei Schüsseln. Die erste enthielt gekochte Fleischwürfel, die zweite Griesbrei, und in die dritte füllte Vater Fjodor eine scheußliche Pampe, die, wie er behauptete, reichlich Phosphor enthielt, den ein junger Hund zur Festigung seiner Knochen benötige. Von der gehaltvollen Nahrung und der liebevollen Erziehung erblühte die Hündin und erreichte das für die Produktion von Nachkommen erforderliche Alter. Vater Fjodor beaufsichtigte die Hündin, disputierte mit angesehenen Hundeliebhabern der Stadt und grämte sich lediglich, daß er nicht mit dem Sekretär des Kreisexkom ins Gespräch kam, der, wie es hieß, von Hundezucht eine Menge verstand.

Endlich wurde Nerka ein stutzerhaft gefiedertes Halsband angelegt, das an den Armreif der ägyptischen Zarin Kleopatra erinnerte. Die Popenfrau steckte drei Rubel ein und führte die duftende Braut dem medaillengeschmückten Freier zu, dem Rüden des Sekretärs.

Der glückliche Prinz empfing die anmutige Nerka mit zärtlichem, weithin schallendem Gebell.

Vater Fjodor saß am Fenster und wartete ungeduldig auf die Rückkehr der jungen Braut. Am Ende der Straße zeigte sich die wohlgenährte Gestalt seiner Frau. Sechzig Meter von ihrem Haus entfernt blieb sie stehen, um mit der Nachbarin zu plauschen. Die angeleinte Nerka beschrieb zerstreut Kreise, Achten und Parabeln rund um ihr Frauchen und schnupperte gelegentlich am nächsten Prellstein.

Aber da schwand der Stolz aus Vater Fjodors Seele und machte zunächst Unmut, dann Entsetzen Platz. Um eine Ecke kam Marsik gelaufen, ein großer einäugiger und in der ganzen Straße für seine

Lasterhaftigkeit bekannter Hund. Mit dem Schwanz wedelnd, der sonst immer wie ein Kringel auf seinem Rücken lag, sprang der Halunke mit sichtlich matrimonialen Absichten auf Nerka zu.

Vater Fjodor hüpfte vor Grimm von seinem Stuhl hoch. Seine Frau, von ihrem Plausch in Anspruch genommen, bemerkte nicht, was hinter ihrem Rücken stattfand. Vater Fjodor, voller Entsetzen, griff sich in der Diele einen Knüppel und eilte auf die Straße. Die Szene, die sich seinem Blick bot, war voller Dramatik. Katerina Alexandrowna lief um die beiden Hunde herum, kreischte: »Weg da! Weg da! Weg da!« und schlug mit ihrem Schirm Marsik auf den mächtigen Rücken. Der Köter beachtete die Schläge nicht im geringsten. Seine Gedanken waren ganz woanders. Vater Fjodor schrie schon von weitem mit schrecklicher Stimme, um seinen künftigen Wohlstand zu retten, aber es war zu spät. Der verprügelte Marsik entwich auf drei Beinen.

Zu Hause kam es zu einer großen Familienszene, die mit vielen schwerwiegenden Einzelheiten ausgeschmückt war. Die Popenfrau weinte. Vater Fjodor schwieg verärgert und blickte immer wieder angeekelt zu der geschändeten Hündin. Es blieb ihm die winzige Hoffnung, daß Nerkas Nachkommenschaft dennoch aus der Linie des Kreisexkom erwachsen würde.

Nach einer angemessenen Frist warf Nerka sechs bildschöne hochgewachsene breitmäulige Welpen, reinrassige Bulldoggen, an denen nur ein kleines Detail störte: Alle sechs Welpen hatten einen großen buschigen schwarzen Schwanz, der wie ein Kringel auf dem Rücken lag. Diese kringelartigen Schwänze machten die Möglichkeit zunichte, die Welpen mit Gewinn zu verkaufen. Sie wurden verschenkt. Nerka kam in strenge Einzelhaft, und wieder begann das Warten auf Nachwuchs. Nachts, morgens, tagsüber und abends strich der lasterhafte Marsik um Vater Fjodors Haus, starrte mit seinem einzigen frechen Auge zu den Fenstern und winselte kläglich.

Ungeachtet des Gefängnisregimes und weiterer drei Rubel für

den Rüden des Sekretärs erinnerte die zweite Generation noch mehr an den Streuner Marsik. Einer der Welpen kam sogar einäugig zur Welt. Der Erfolg des Streuners war völlig unerklärlich. Nichtsdestoweniger sah die dritte Welpenserie ihm zum Verwechseln ähnlich, und von dem Medaillenträger stammten nur die krummen Rassepfoten. Vater Fjodor wollte im Zorn eine Klage anstrengen, aber da Marsik herrenlos war, gab es dafür keine Adresse. So war es aus mit dem »Gestüt« und mit dem Traum von einer sicheren Dauereinnahme.

Vater Fjodors impulsive Seele fand niemals Ruhe. Diese Unrast hatte schon dem Zögling Fedja an der geistlichen Lehranstalt und später dem schnauzbärtigen Seminaristen Fjodor Iwanowitsch zugesetzt. Vom Seminar zur Universität übergewechselt, studierte er drei Jahre lang Jura. 1915 fürchtete er, eingezogen zu werden, und wandte sich wieder der geistlichen Linie zu. Er wurde zum Diakon, dann zum Priester geweiht und in die Kreisstadt N. versetzt. Und immer, in allen Etappen seiner zivilen und geistlichen Karriere, blieb Vater Fjodor ein habgieriger Mensch.

Er träumte von einer eigenen Kerzenfabrik. Gepeinigt von der Vision großer Trommeln, die dicke Wachsstränge aufwickeln, ließ er sich verschiedene Projekte einfallen, deren Verwirklichung ihm das Grund- und das Umlaufkapital für den Kauf der kleinen Fabrik in Samara verschaffen sollte, die er sich schon lange ausgeguckt hatte.

Die Ideen kamen Vater Fjodor immer ganz unerwartet, und er machte sich ungesäumt an die Arbeit. Eines Tages fing er an, marmorierte Waschseife zu kochen; er kochte sie pudweise, doch obwohl sie, wie er beteuerte, einen gewaltigen Prozentsatz Fett enthielt, schäumte sie nicht und kostete überdies dreimal so viel wie die von »Pflug und Hammer«. Die Seife lag dann lange in der Diele, wurde feucht und zersetzte sich, und wenn Katerina Alexandrowna daran vorbeiging, mußte sie weinen. Schließlich landete die Seife in der Abfallgrube.

In einer Zeitschrift für Tierzucht las Vater Fjodor, daß Kaninchenfleisch so zart wie Hühnerfleisch sei, daß Kaninchen sich rasant vermehrten und ihre Zucht dem umsichtigen Züchter reichen Gewinn bringen könne. Sogleich schaffte er sich ein halbes Dutzend Zuchttiere an, und schon fünf Monate später entfloh der Hund Nerka, verstört über die Unmenge langohriger Lebewesen in Haus und Hof, mit unbekanntem Ziel. Die verdammten Spießer der Stadt N. zeigten sich äußerst konservativ und kauften Vater Fjodor mit einer bei nichtorganisierten Massen sehr seltenen Einmütigkeit kein einziges Kaninchen ab. Da nahm Vater Fjodor Verhandlungen mit seiner Frau auf und beschloß, seinen Speiseplan mit Kaninchenfleisch anzureichern, dessen Geschmack den von Hühnchen übertrifft. Aus den Kaninchen wurden Braten, Klopse, Buletten bereitet. Die Kaninchen wurden gekocht, kalt zum Abendbrot gereicht und in Teig gebacken. Doch das half alles nichts. Vater Fjodor rechnete aus, daß die Familie, selbst wenn sie sich gänzlich auf Kaninchenahrung umstellte, im Monat nicht mehr als 40 Tiere verzehren konnte, während der monatliche Zuwachs 90 Stück betrug, eine Zahl, die sich von Monat zu Monat in geometrischer Reihe vergrößern würde.

Da beschlossen die Wostrikows, einen schmackhaften Mittagstisch einzurichten. Vater Fjodor schrieb einen ganzen Abend lang mit Kopierstift auf sorgsam geschnittenem Rechenpapier Anzeigen, die für leckere Mahlzeiten warben, ausschließlich mit frischer Butter zubereitet. Die Anzeige begann mit den Worten »Billig und lecker«. Die Popenfrau füllte ein Emailleschüsselchen mit Mehlkleister, und Vater Fjodor klebte die Anzeigen spätabends an alle Telegraphenstangen in der Nähe sowjetischer Behörden.

Die neue Idee hatte großen Erfolg. Schon am ersten Tag erschienen sieben Personen, unter ihnen der Schriftführer Bendin vom Militärkommissariat und der Leiter der Unterabteilung Bauwesen Koslow, dank dessen Bemühungen jüngst das einzige Baudenkmal der Stadt, ein Triumphbogen aus der Zeit Elisabeths, abgerissen

worden war, da es nach Koslows Worten den Straßenverkehr behinderte. Ihnen allen mundete das Mittagessen vorzüglich. Tags darauf erschienen vierzehn Personen. Man kam mit dem Abpelzen der Kaninchen nicht nach. Eine Woche lang lief alles bestens, und Vater Fjodor dachte schon daran, eine kleine Kürschnerwerkstatt ohne Motor* zu eröffnen, da gab es einen unvorhersehbaren Zwischenfall.

Der Genossenschaftsladen »Pflug und Hammer«, drei Wochen wegen Inventur geschlossen, wurde wieder geöffnet. Die Mitarbeiter des Ladens rollten, vor Anstrengung keuchend, ein Faß mit verdorbenem Kohl auf den Hinterhof, der an Vater Fjodors Hof grenzte, und kippten es in die Abfallgrube. Der würzige Geruch lockte die Kaninchen an, und schon am nächsten Morgen begann unter den zarten Nagern ein Massensterben. Es wütete nur drei Stunden, rottete aber alle 240 Zuchttiere und den gesamten Nachwuchs aus.

Vater Fjodor war niedergeschmettert und blieb zwei Monate lang mucksmäuschenstill. Erst jetzt, als er aus dem Hause Worobjaninows zurückkehrte und sich zum Erstaunen seiner Frau im Schlafzimmer einschloß, schlug ihm das Herz wieder höher. Alles deutete darauf hin, daß er von einer neuen Idee beseelt war.

Katerina Alexandrowna klopfte mit dem Fingerknöchel an die Schlafzimmertür. Sie hörte keine Antwort, nur verstärkten Gesang. Da trat sie von der Tür zurück und faßte auf dem Sofa Posto. Gleich darauf ging die Tür einen Spaltbreit auf, und es zeigte sich Vater Fjodors Gesicht, von jungfräulichem Rosa überhaucht.

»Gib mir rasch eine Schere, Frau«, sagte er hastig.

»Und was ist mit dem Abendessen?«

»Schon gut. Später.«

Vater Fjodor schnappte die Schere, schloß sich wieder ein und trat vor den kleinen ovalen Wandspiegel mit dem zerkratzten schwarzen Rahmen.

Neben dem Spiegel hing ein alter volkstümlicher Kupferstich,

»Der Sünderspiegel«, hübsch von Hand koloriert. Vater Fjodor hatte ihn bei seiner letzten Moskau-Reise auf dem Smolensker Markt gekauft und liebte ihn sehr. Ganz besonders getröstet hatte ihn der »Sünderspiegel« nach dem Fehlschlag mit den Kaninchen. Er zeigte anschaulich die Vergänglichkeit alles Irdischen. Die oberste Reihe bestand aus vier Zeichnungen mit slawischer Schnörkelschrift, bedeutungsvoll und die Seele beruhigend: »Sem spricht ein Gebet, Ham den Weizen sät, Japhet in Allmacht steht, doch jeder im Tod vergeht.« Der Tod hielt eine Sense und eine geflügelte Sanduhr. Er schien aus Prothesen und orthopädischen Teilen zusammengesetzt und stand breitbeinig in einer menschenleeren Hüggellandschaft. Sein Anblick besagte deutlich, daß der Fehlschlag mit den Kaninchen eine Lappalie war.

Derzeit gefiel Vater Fjodor am besten das Bildchen »Japhet in Allmacht steht«, auf dem ein feister reicher Mann mit Bart in einem kleinen Saal auf dem Thron saß, sich seines Reichtums voll bewußt.

Vater Fjodor schmunzelte, betrachtete sich rasch und aufmerksam im Spiegel und begann, seinen wohlgeformten Bart zu stutzen. Die Haare rieselten zu Boden, die Schere knirschte, und fünf Minuten später war sich Vater Fjodor im klaren, daß er zum Bartstutzen kein Talent hatte. Sein Bart war schief und krumm abgesichelt und sah unanständig, ja, verdächtig aus.

Er stand noch ein Weilchen vor dem Spiegel, geriet in Zorn, rief seine Frau, hielt ihr die Schere hin und sagte gereizt:

»Hilf mir, Frau. Ich komm mit meinen Barthaaren nicht zu Rande.«

Vor Verwunderung zog seine Frau die Hände zurück.

»Was hast du denn gemacht?« brachte sie endlich heraus.

»Gar nichts hab ich gemacht. Ich schneid mir den Bart. Hilf mir bitte. Da, das sieht ganz schief aus.«

»O Gott«, sagte sie und nahm sich Vater Fjodors Locken vor, »willst du etwa zu den Erneuerern* übertreten, Fedja?«

Diese Gesprächswendung erfreute Vater Fjodor.

»Warum sollte ich nicht zu den Erneuerern übertreten? Sind die Erneuerer etwa keine Menschen?«

»Doch, natürlich sind sie Menschen«, pflichtete sie ihm giftig bei, »und ob, sie gehen in den Kinematograph, zahlen Alimente*...«

»Na, dann geh ich auch in den Kinematograph.«

»Von mir aus, geh doch.«

»Ich geh auch.«

»Wirst schon sehen! Schau bloß mal in den Spiegel!«

Tatsächlich, aus dem Spiegel guckte ihn eine pfißige Visage mit schwarzen Augen, einem kleinen verrückten Spitzbart und einem grotesk langen Schnauzbart an.

Der Schnauzbart wurde nun auch gestutzt und auf eine proportionale Größe gebracht.

Alles Weitere verblüffte die Popenfrau noch mehr. Vater Fjodor eröffnete ihr, er müsse noch diesen Abend geschäftlich verreisen, und verlangte von ihr, sie solle zu ihrem Bruder, dem Bäcker, laufen und von ihm für eine Woche den Mantel mit dem Persianerkragen und die braune Schirmmütze ausborgen.

»Das mach ich nicht!« erklärte sie und brach in Tränen aus.

Eine halbe Stunde lang schritt Vater Fjodor im Zimmer auf und ab, erschreckte seine Frau mit seinem veränderten Gesicht und redete dummes Zeug. Katerina Alexandrowna begriff nur so viel: Vater Fjodor hatte sich aus heiterem Himmel den Bart abgeschnitten, wollte mit der dämlichen Schirmmütze irgendwohin fahren und sie verlassen.

»Ich verlaß dich nicht«, sagte Vater Fjodor immer wieder, »ich verlaß dich nicht, in einer Woche bin ich zurück. Ein Mann kann doch wohl mal geschäftlich verreisen. Kann er das oder nicht?«

»Nein«, sagte seine Frau.

Vater Fjodor, im Umgang mit seinen Nächsten ein sanftmütiger Mensch, mußte mit der Faust auf den Tisch schlagen. Zwar schlug er vorsichtig und ungeschickt, da er das noch nie getan hatte, gleich-

wohl erschrak die Popenfrau heftig, warf sich das Orenburger Tuch über und lief zu ihrem Bruder, um die Zivilkleidung zu holen.

Vater Fjodor, allein geblieben, dachte ein Weilchen nach, sagte: »Die Frauen haben's auch schwer« und zog unterm Bett einen blechbeschlagenen Koffer hervor. Solche Koffer sieht man häufig bei Rotarmisten. Sie sind inwendig mit gestreifter Tapete verkleidet, darauf klebt ein Bild von Budjonny oder der Deckel einer Papirossa-Schachtel »Strand« mit der Abbildung dreier Schönheiten am Geröllufer von Batum. Der Koffer der Wostrikows war zu Vater Fjodors Mißvergnügen auch mit Bildern vollgeklebt, doch die zeigten weder Budjonny noch Batumer Schönheiten. Die Popenfrau hatte das Kofferinnere mit ausgeschnittenen Photographien aus der »Kriegschronik 1914«* geschmückt. Da waren »Die Einnahme von Peremyschl«, »Die Verteilung von warmen Sachen an die Soldaten in den Stellungen« und der wackere Kosak Kosma Krjutschkow, der erste Träger des Georgskreuzes.

Vater Fjodor nahm die obenliegenden Bücher heraus und packte sie auf den Fußboden: den Jahrgang 1903 der Zeitschrift »Der russische Wallfahrer«*, den Riesenwälzer »Geschichte der Kirchenspaltung« und die Broschüre »Ein Russe in Italien«*, auf deren Umschlag der qualmende Vesuv abgebildet war. Dann schob er die Hand bis auf den Boden des Koffers und förderte eine abgetragene Haube seiner Frau zutage. Vor dem plötzlichen Naphthalingeruch die Augen zukneifend, zerriß er Spitzen und Nähte und zog eine schwere Leinenwurst hervor, die zwanzig goldene Zehn-rubelstücke enthielt, alles, was von seinen kommerziellen Abenteuern übriggeblieben war.

Mit einer geübten Handbewegung lüpfte er den Saum seiner grauen Priesterkutte und steckte die Wurst in die Tasche seiner gestreiften Hose. Dann trat er zur Kommode und entnahm einer Konfektschachtel fünfzig Rubel in Dreier- und Fünferscheinen. Zwanzig Rubel blieben in der Schachtel.

»Für eine Woche reicht das«, entschied er.

VIERTES KAPITEL

Der Reiz der weiten Reisen

Eine Stunde vor der Einfahrt des abendlichen Postzugs stand Vater Fjodor, angetan mit einem nur knielangen Mantel, einen Korb in der Hand, in der Schlange vor der Kasse und äugte immer wieder furchtsam zur Eingangstür. Er fürchtete, seine Frau könnte gegen sein Geheiß zum Bahnhof gelaufen kommen, um ihn zu verabschieden, und dann würde der Verkäufer Prussis, der in der Bahnhofswirtschaft saß und dem Finanzagenten* Bier spendierte, ihn sofort erkennen. Verwundert und beschämt guckte er immer wieder auf seine für jedermann sichtbare gestreifte Hose.

Ein Agent der Eisenbahn-GPU ging langsam durch den Saal, schlichtete einen Streit um den Platz in der Warteschlange und machte Jagd auf obdachlose Kinder, die es gewagt hatten, in den Wartesaal der 1. und 2. Klasse einzudringen, wo sie nach dem Rhythmus des Liedes »Es war einmal die Großmacht Rußland« Holzlöffel gegeneinanderschlugen.

Der Kassierer, ein mürrischer Kerl, lochte umständlich Spitzmuster in die Fahrkarten und gab zum Erstaunen der Reisenden kleine Beträge in bar heraus und nicht wie üblich in Wohltätigkeitsmarken zugunsten der Kinder*.

Das Einsteigen in den platzkartenfreien Zug glich wie immer einem Massaker. Die Reisenden, gebeugt unter der Last gewaltiger Säcke, liefen von der Spitze des Zuges zum Zugende und vom Zugende zur Spitze. Vater Fjodor lief verstört mit allen anderen mit. Wie die anderen redete er schmeichlerisch mit den Wagenschaffnern, wie die anderen fürchtete er, der Kassierer könnte ihm ein »falsches« Billett gegeben haben, und erst als er in einem Waggon

Platz genommen hatte, fand er zu seiner Gelassenheit zurück und heiterte sich sogar auf.

Die Lokomotive schrie mit voller Stimme, der Zug setzte sich in Bewegung und entführte Vater Fjodor in unbekannte Fernen, wo ein geheimnisvolles, doch gewinnverheißendes Geschäft auf ihn wartete.

Interessant, so ein Bahngelände. Jeder normale Bürger wird hier sofort geschäftig und verwandelt sich in einen Fahrgast, einen Frachtempfänger oder einfach in einen Saufsack ohne Fahrkarte, der Schaffnerbrigaden und Bahnsteigkontrolleuren das Leben und die Arbeit vergällt.

Sobald der Bürger das Gelände betritt, das er dilettantisch Bahnhof oder Station nennt, verändert sich jählings sein Leben. Sogleich springen Jermak Timofejewitsche* mit weißer Schürze und Nickelschild an der Brust auf ihn zu und greifen dienstfeurig nach seinem Gepäck. Von diesem Moment an gehört der Bürger nicht mehr sich selbst. Er ist ein Fahrgast und beginnt alle Pflichten eines solchen zu erfüllen. Diese Pflichten sind vielschichtig, aber angenehm.

Ein Fahrgast ißt sehr viel. Gewöhnliche Sterbliche essen nachts nicht, aber ein Fahrgast ißt auch nachts. Er ißt ein gebratenes Huhn, das er sich eigentlich nicht leisten kann, hartgekochte Eier, die seinem Magen schaden, und Oliven. Wenn der Zug über eine Weiche fährt, klirren auf den Liegepritschen zahlreiche Teekessel und hüpfen im Gepäcknetz die in Zeitungspapier gewickelten Brathühner, denen die Fahrgäste die Keulen ausgerissen haben.

Aber die Fahrgäste nehmen nichts davon wahr. Sie erzählen sich Witze. Alle drei Minuten biegt sich der ganze Waggon vor Lachen. Dann tritt Stille ein, und eine samtene Stimme erzählt den nächsten Witz:

»Ein alter Jude liegt im Sterben. Seine Frau und die Kinder sind bei ihm.

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Ilya Ilf, Jewgeni Petrow

Zwölf Stühle

Roman

Taschenbuch, Broschur, 512 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-630-62067-1

[Luchterhand Literaturverlag](#)

Erscheinungstermin: Oktober 2003



Auf der Suche nach einem Juwelenschatz jagen drei Gauner durch das nachrevolutionäre Rußland und werden in die amüsantesten Abenteuer verstrickt. Eine glanzvolle, bissige Satire voller Situationskomik und Sprachwitz, die nun erstmals vollständig und in neuer Übersetzung vorliegt.

Am Sterbebett seiner Schwiegermutter erfährt Ippolit Worobjaninow ihr bestgehütetes Geheimnis: In einem der zwölf Stühle aus dem alten Eßzimmer der Familie hat die einst wohlhabende Aristokratin ihre Juwelen versteckt. Worobjaninow, der seit Ausbruch der Revolution ein jämmerliches Provinzdasein als Standesbeamter fristet, begibt sich auf die Suche nach dem Millionenschatz. Schon bald begegnet er einem erbitterten Konkurrenten: Väterchen Fjodor, ein gewitzter Pope, konnte der Sterbenden ebenfalls das Geheimnis entlocken. Ostap Bender, ein kleiner Gauner und »großer Kombinator« von ebenso kaltschnäuziger Frechheit wie spitzbübisch charmanter Schläue, trägt den vertrottelten Worobjaninow seine Dienste an, wird sein Kompagnon, nimmt ihn nach Kräften aus und reißt die Suche nach den Stühlen entschlossen an sich. Sie durchqueren halb Sowjetrußland, werden in die amüsantesten Turbulenzen verwickelt und haben es immer wieder mit Verhältnissen zu tun, die dem offiziellen Propagandabild in keiner Weise entsprechen.

Die chaplineske Situationskomik, bissige Realsatire und der umwerfende Sprachwitz haben diese zeitlose, meisterliche Gaunerkomödie weltberühmt gemacht. Sie erschien erstmals 1928 und ist seitdem mehrfach verfilmt worden. Der Erfolg des Romans veranlaßte die Autoren Ilya Ilf (eigtl. Fainsilberg, 18-97-1937) und Jewgeni Petrow (eigtl. Katajew, 1903-1942), ihren Helden Ostap Bender wieder auferstehen und in einem zweiten Teil - «Das goldene Kalb oder Die Jagd nach der Million» (1931) – noch einmal agieren zu lassen. Eine vollständige, von allen Zensureingriffen befreite Fassung der «Zwölf Stühle» konnte in Moskau erst 1997 veröffentlicht werden.


[Der Titel im Katalog](#)